

# Der Angriffskrieg als Lesestoff

## Darstellung und Deutung des Russlandfeldzuges in der deutsch-deutschen Nachkriegsliteratur (1945-1960)

Christina Morina (Maryland, Leipzig)\*

*An die historische Wahrheit kommen eigentlich nur die Dichter heran. [...] Dafür findet die Geschichte in der Poesie eine ihrer allerwichtigsten Quellen und einer ihrer allerreinsten und schönsten.*  
Jakob Christoph Burckhardt (1868)

### Einleitung

In der kollektiven Wahrnehmung der meisten deutschen Zeitgenossen fand der Zweite Weltkrieg wohl an der Ostfront statt. Die nationalsozialistische Begleitpropaganda zum Angriff auf die Sowjetunion und die Stilisierung der Schlacht von Stalingrad zu *dem* „Heldenlied der deutschen Geschichte“<sup>1</sup> ließen die Ostfront als Hauptkriegsschauplatz erscheinen. Im Rückblick erscheint der „Feldzug Barbarossa“ angesichts des Ausmaßes an Leid und Zerstörung neben dem Holocaust als das andere historische Großverbrechen in der Geschichte des Dritten Reiches. Im Unterschied zu dem Massenmord an den europäischen Juden rief der Krieg der Deutschen Wehrmacht an der Ostfront großes Interesse und viel Mitgefühl in der deutschen Bevölkerung hervor, da das dortige massenhafte Sterben deutscher Soldaten kaum eine Familie verschonte: allein zwischen Januar 1943 und Mai 1945 fielen über vier Millionen deutsche Soldaten, das entspricht 78 Prozent aller deutschen Kriegsoffer.<sup>2</sup> Die unfassbare Grausamkeit, die die Ostfront wie kein anderes Schlachtfeld des Zweiten Weltkrieges charakterisierte, sowie die gleichzeitige Verantwortung für den Beginn dieses Vernichtungsfeldzuges war daher nicht nur die Ursache für die Verdrängung und selektive Erinnerung dieses Konfliktes, sondern auch ein wichtiger Grund für dessen Unvergessenheit. Dieses Paradoxon von selektiver Erinnerung – Verdrängung begangener Verbrechen bzw. *zugefügten* Leids einerseits und Wachhalten der Erinnerung an das erlittene *eigene* Leid andererseits – kennzeichnete die deutschen Erinnerungskulturen der Nachkriegsjahre.<sup>3</sup> Es ist diese ambivalente Unvergessenheit, die den Krieg an der Ostfront im Allgemeinen sowie die Schlacht bei Stalingrad im Besonderen gleichermaßen zu einem der meist beschriebenen und

---

\* Kontakt: Reichardtstiege 1, 07743 Jena, tina1@umd.edu. Mein aufrichtiger Dank gilt Ute Buwert, Barbara Könczöl sowie Julia Schmidt-Funke für ihre kritischen und hilfreichen Anregungen.

meist beschwiegenen historischen Ereignisse machte. Dieser Artikel untersucht den Angriffskrieg als Lesestoff, also den literarischen Stoff „Krieg an der Ostfront“ und seine Deutung in der deutsch-deutschen Nachkriegsliteratur der Jahre 1945 bis 1960.<sup>4</sup>

Jede historische Auseinandersetzung mit der Literatur im (geteilten) Nachkriegsdeutschland beginnt mit der Frage, was das geschriebene Wort – und Sprache ganz allgemein – nach dem „Zivilisationsbruch“ (Arendt) noch ausdrücken kann und will. Eine Handvoll deutscher Philosophen, die im inneren oder realen Exil ausgeharrt hatten, wiesen unmittelbar nach Kriegsende auf die vermeintliche Unmöglichkeit der sprachlichen Auseinandersetzung mit den unbeschreiblichen Verbrechen unter der NS-Diktatur hin. Theodor W. Adorno hielt „Poesie“ – und er meinte damit die Kunst und Kultur im Allgemeinen – nach Auschwitz für „barbarisch“<sup>5</sup> und beschrieb mit diesem Gedanken auch den intellektuellen Trümmerhaufen, in dem sich deutsche Schriftsteller, ja alle Überlebende nach dem 8. Mai 1945 wieder fanden. Was im Land der Dichter und Denker nach der „deutschen Katastrophe“ (Meinecke) noch zu tun übrig blieb, war die „Reflexion auf das eigene Versagen.“<sup>6</sup>

Nach dem Zweiten Krieg ist alles, auch die auferstandene Kultur zerstört, ohne es zu wissen; die Menschheit vegetiert kriechend fort nach Vorgängen, welche eigentlich auch die Überlebenden nicht überleben können, auf einem Trümmerhaufen, dem es noch die Selbstbesinnung auf die eigene Zerschlagenheit verschlagen hat.<sup>7</sup>

Hannah Arendt hingegen erkannte, dass, anders als der Erste Weltkrieg, der noch zur romantisierenden Stilisierung von Fronterlebnis und Soldatentod inspirierte, der Zweite Weltkrieg die Grundfeste der westlichen Moderne erschütterte und den Menschen als eine zu unsagbaren Verbrechen fähige Kreatur offenbarte.<sup>8</sup> Diese Erkenntnis führte sie zu der Schlussfolgerung, dass das „Böse“ an sich von nun an einziges Thema literarisch-philosophischer Diskurse sein könne:

The reality is that ‚the Nazis are men like ourselves‘; the nightmare is that they have shown, have proven beyond doubt what man is capable of. [...] The problem of evil will be the fundamental question of postwar intellectual life in Europe – as death became the fundamental problem after the last war.<sup>9</sup>

Ein dritter Zeitgenosse, Karl Jaspers, hatte schon 1946 in seiner ebenso berühmten wie überhörten Vorlesung „Die Schuldfrage“ eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit kollektiver Verantwortung und individueller Schuld eingefordert. Erste Voraussetzung für eine solche Auseinandersetzung sei es, „in voller Offenheit und Ehrlichkeit“ miteinander über die historischen Tatsachen zu reden, was zugegebenermaßen einem „geistig-politischen Wagnis am Abgrund“ gleichkäme. Doch: „Deutschland kann nur wieder zu sich kommen, wenn wir Deutschen in der Kommunikation zueinander finden.“<sup>10</sup> Im Angesicht der Monstrosität der Verbrechen sowie der Totalität der Niederlage fiel diese Aufgabe nicht nur

Politikern und Philosophen, sondern wohl gerade auch den Schriftstellern zu – Menschen, die mit Worten das ganze Spektrum menschlicher Erfahrungen und Emotionen zu erfassen suchen.

Waren die Schriftsteller also fähig zu einer Selbstbesinnung und widerlegen sie damit Adornos radikales Diktum vom Ende der „Poesie“? Kamen nur die „Dichter“ im Nachkriegsdeutschland an die „eigentliche historische Wahrheit“ heran, wie es Burckhardt kühn behauptete?<sup>11</sup> Wie setzten sie sich mit dem Krieg an der Ostfront auseinander? Welche Fragmente historischer Erinnerungen fanden Eingang in Romane und Erzählungen und was wurde verschwiegen, übergangen, verzerrt? War es überhaupt möglich, angesichts des katastrophalen Zustands der Deutschen und ihres Landes, angesichts der „eigenen“ Opfer, Interesse, ja Mitgefühl für die „anderen“ Opfer des deutschen Angriffskrieges zu empfinden und zu artikulieren? Und wie stark wehrten sich Schriftsteller gegen eine politische Instrumentalisierung von Literatur im aufziehenden Kalten Krieg, oder gaben sie sich und ihre Stimmen eifrig einer solchen hin? Wenn ein würdevolles Leben als Überlebende nur in Wahrhaftigkeit und kritischer Selbstreflexion möglich war, wie es Jaspers forderte, war dann Literatur über den Krieg ein möglicher Weg, diese Auseinandersetzung zu versuchen?

### **Literatur und Krieg**

Die Frage von „Nutzen und Nachteil der Literatur für die Geschichtswissenschaft“ ist bis heute umstritten.<sup>12</sup> Insbesondere die deutsche Zeitgeschichtsforschung macht nur begrenzt von Literatur als historischer Quelle Gebrauch. In jüngster Zeit hat sich dennoch ein Kreis von Geisteswissenschaftlern herausgebildet, der die deutsche Nachkriegsgeschichte, insbesondere den Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit, auch im Spiegel zeitgenössischer Werke untersucht und damit der Nachkriegsliteratur höhere wissenschaftliche Beachtung schenkt.<sup>13</sup> Nur selten wird dabei jedoch über die theoretisch-methodischen Herausforderungen einer solchen historischen Literaturkritik reflektiert,<sup>14</sup> und auch an dieser Stelle sei auf diese Notwendigkeit nur hingewiesen. Die Mehrzahl historischer Studien über die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg in Deutschland nach 1945 stützt sich auf die konventionellen Quellen und Methoden der Zeitgeschichtsforschung. Dabei wurden die wesentlichen Tendenzen und Aspekte von politischer und gesellschaftlicher „Vergangenheitsbewältigung“ beleuchtet.<sup>15</sup> Vereinzelt erschienen auch Arbeiten zu

literarischen, filmischen und künstlerischen Reflexionen über NS-Zeit und Weltkrieg, z. B. in Bezug auf „Stalingrad“, Kriegsalltag und Bombenkrieg.<sup>16</sup>

In diesem Aufsatz wird der Ecoschen Unterscheidung<sup>17</sup> folgend, Literatur nicht als Text interpretiert, sondern als Quelle für die Rekonstruktion eines literarischen Diskurses über die Vergangenheit verstanden und für die Beantwortung der Frage herangezogen, wie der Krieg an der Ostfront und die Schlacht von Stalingrad in der deutsch-deutschen Nachkriegsliteratur dargestellt, nacherzählt, erinnert, interpretiert und gewertet wurden. Die literarischen Texte dienen also nicht der Rekonstruktion vergangener Ereignisse, sondern sie sind Quellen für die Rekonstruktion eines *Diskurses über* das historische Ereignis Krieg gegen die Sowjetunion, über die Realitäten und Legenden des Russlandfeldzuges, seine Folgen und Deutungen.<sup>18</sup>

Freilich ergeben sich aus dem Wesen literarischer Arbeiten Beschränkungen: ein fiktiver Text ist kein „Dokument“ im historiographischen Sinne, eben weil er Fiktion ist. Dennoch stellt er hier eine authentische Quelle dar, er ist ein „Zeitdokument“, ein verschriftlichtes Zeugnis einer vergangenen Zeit. Des Weiteren ist zu beachten, dass sich der Sinn eines literarischen Textes nicht zwangsläufig aus der ersten Lektüre erschließt, seine Entstehungsgeschichte ist eng mit der Biographie des Autors und dem historischen Kontext verwoben und seine Aussagen spiegeln weder zwangsläufig die Ansichten des Autors noch jene seiner Zeitgenossen wieder, gerade weil Literatur nicht nur Abbild oder Gegenbild einer gesellschaftlichen Realität sein kann, sondern vor allem auch deren Ergebnis ist. Sie kann und sollte daher als ein gesellschaftlicher Prozess verstanden werden.<sup>19</sup>

Die zeitliche Einschränkung bei der Auswahl der Texte auf die ersten 15 Nachkriegsjahre ermöglicht einerseits einen konzentrierten Blick auf die literarischen Bemühungen der „langen“, zwischen 1890 und 1930 geborenen Kriegsgeneration(en), die traumatischen Ereignisse des Russlandfeldzuges zu verarbeiten; andererseits lässt sich für die Jahre bis zum Mauerbau im August 1961 ein innerdeutscher Diskurs über Literatur und Krieg rekonstruieren, der vor dem Hintergrund der deutschen Teilung und des Kalten Krieges unweigerlich politisiert wurde und politisierend wirkte. Dass eine solche literarisch-politische Auseinandersetzung in zwei gegensätzlichen politischen Systemen stattfand und die Bedingungen schriftstellerischer Arbeit jeweils fundamental andere waren, ist dabei von zentraler Bedeutung. Dennoch sollen hier zum Zwecke der möglichst breit gefächerten Werksauswahl auch Texte der sog. antifaschistischen Literatur der frühen DDR einbezogen werden, auch wenn diese nicht selten eher parteioffiziellen als künstlerischen Motiven entsprang.<sup>20</sup>

Im Folgenden wende ich mich kurz den literarischen und literaturpolitischen Debatten der 1950er Jahre zu, die jeweils in den beiden deutschen Staaten und z. T. auch zwischen ihnen um die Rolle und Aufgaben der Literatur nach der totalen Niederlage kreisten.<sup>21</sup> Daran schließt sich die eigentliche thematisch gegliederte Textanalyse an.

Im März 1950, drei Monate vor Gründung des Deutschen Schriftstellerverbandes in Ost-Berlin räsionierte Arnold Zweig in der Kulturbund-Zeitschrift *Aufbau* über die Lehren aus der Geschichte und die „wichtigste gesellschaftliche Funktion des Schriftstellers“, die Massen zu erreichen:

[...] wenn in dem Jahrzehnt der Weimarer Republik die gegen den Krieg als Gesellschaftsprozeß gerichteten Romane, Dramen und Gedichte zu einem Publikum gekommen wären, in dessen Schulbüchern und Lesestoff statt der jahrhundertealten Verherrlichung des Krieges sein wirkliches Porträt zu finden gewesen wäre, des Angriffskrieges nämlich in all seiner Unbrauchbarkeit auf lange Sicht, vergeblichen Grausamkeit und Vernichtungsfunktion – unmöglich hätten sich dann hunderttausende junge Menschen von der Parole fangen lassen können: „Nach Ostland wollen wir reiten?“<sup>22</sup>

Hitlers Angriffskrieg gegen Europa, insbesondere gegen die Sowjetunion, sollte von den Schriftstellern als „Lesestoff“ so verarbeitet werden, dass Lehren aus der Vergangenheit gezogen werden könnten, um eine erneute Wiederholung der Schrecken des Krieges zu verhindern. Auf der 5. Tagung des ZK der SED im März 1951 beschloss die Partei den „Kampf gegen Formalismus in Kunst und Literatur“ und die Hinwendung zum „sozialistischen Realismus“, die offiziell auch der Schriftstellerverband vollzog. In dessen Statut bekannten sich die Mitglieder zur „Schaffensmethode des sozialistischen Realismus“, akzeptierten die „führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei“ und verpflichteten sich, „entschieden gegen alle Formen der ideologischen Koexistenz und das Eindringen reaktionärer und revisionistischer Auffassungen in die Bereiche der Literatur“ zu kämpfen. Die Notwendigkeit dieses Kampfes bewies sich für die SED-treuen Schriftsteller durch die Ereignisse des 17. Juni 1953, in dessen Folge Anna Seghers nochmals an ihre Zunft appellierte, sich gegen die „Horde von Banditen“ zu stellen, die „unseren friedlichen, demokratischen Aufbau zu stören“ versuchen:

Sie [die Banditen] dringen überall da ein, wo es Leute gibt, die noch nicht völlig mit uns verbunden sind. Sie nutzen dabei jeden Mangel aus, jeden Fehler, jedes Versäumnis, jede ungeklärte Frage. Nichts kann den Schriftstellern so deutlich ihre Aufgaben und ihre Verantwortung zeigen. Wir werden noch fester, noch bewußter als bisher, verbunden mit unserer Regierung und unserer Partei, den eingeschlagenen Weg fortsetzen [...].<sup>23</sup>

Vor dem Hintergrund der Unruhen im Juni 1953, des Ungarnaufstandes 1956 und der Wiederaufrüstungsdebatte in der Bundesrepublik entwickelte sich seit Mitte der Fünfziger Jahre in der vom Schriftstellerverband herausgegebenen Monatsschrift *neue deutsche literatur*

eine Debatte um die Funktion des Schriftstellers im DDR-Sozialismus sowie um die literarische Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs in der deutschen Gegenwartsliteratur.

Der Schriftsteller Ludwig Renn stieß diese Diskussion im Jahre 1956 mit der Frage an, „Warum keine Literatur über den Krieg?“ und verwies darauf, dass in „unserer demokratischen Literatur das beherrschende Kollektiverlebnis einer ganzen Generation, der zweite Weltkrieg, zwar gelegentlich als historischer Hintergrund, aber gar nicht oder kaum als unmittelbares Element des erzählten Geschehens zu finden ist.“<sup>24</sup> Renn führte weiter aus, der Krieg werde wenn überhaupt nur durch die Antifaschisten – die „alte Garde“ (Bredel, Becher, Weinert, Wolf) – thematisiert; vonnöten sei aber vielmehr die literarische Beschreibung derer, die nicht von Anfang an „auf der richtigen Seite“ standen, sondern die von „Hitler an die Fronten des Zweiten Weltkrieges gelockt oder geführt oder gepresst“ worden waren und für die der Krieg „Anlaß zu innerer Auseinandersetzung, zur Erkenntnis und Umkehr“ wurde.<sup>25</sup>

Wenig später griff Rolf Seeliger den Faden wieder auf, indem er sich mit der vermeintlich „schweigenden Generation“ und den wenigen „literarischen Partisanen in Westdeutschland“ auseinandersetzte.<sup>26</sup> Mit Blick auf die Flut von Landserheften und Frontmemoiren, die in der Bundesrepublik der 50er Jahre weite Verbreitung fanden,<sup>27</sup> fordert Seeliger eine gänzlich nüchterne, wirklichkeitsnahe Darstellung und Bewältigung der „erlebten Einbrüche von Krieg, Tod und Katastrophe.“ Nur eine „Radikalisierung der Themenstellung“, d.h. die Beschreibung des „grausam verstümmelten Menschen im Wahnwitz des Kriegsgeschehens“ dienen der Lehre aus der Geschichte: Literatur über den Krieg dürfe „keine Schicksalsdeutung“ sein, sondern „verdoppelte Wirklichkeit: die gespiegelten Blitze der Wirklichkeit sollen uns wach peitschen.“<sup>28</sup> Zu den wenigen „Partisanen“ im Westen zählten nach Ansicht Seeligers u. a. Gerd Ledig mit seinen Romanen *Stalinorgel* (1955) und *Vergeltung* (1956) sowie Ingeborg Bachmanns Lyrik.<sup>29</sup>

Dieses ausdrücklich politische und parteiliche Verständnis von Kriegsliteratur wird in einem Aufsatz von Hermann Kant und Frank Wagner Ende 1957 nochmals diskutiert und in klarer Abgrenzung zu Seeligers Auffassung ins Zentrum gerückt, denn es müsse der Gegenwartsliteratur um die „große Abrechnung“ mit dem („imperialistischen“) Kriege gehen, nicht um eine „naturalistische Reproduktion des Schreckens.“<sup>30</sup> Im Kern folge dieses politisierte Verständnis von Kriegsliteratur aus dem Motto „sage mir, was Du vom vergangenen Kriege denkst, und ich will dir sagen, wie du zu einem kommenden stündest.“<sup>31</sup> Ähnlich wie zuvor schon Renn, fordern die Autoren nicht eine Auseinandersetzung mit den Ausnahmen, also Hitlers Gegnern von Anfang an, sondern mit der Regel – den „Verblendeten“:

Es geht darum, daß die Literatur dem Wesen der Sache gerecht werden, daß sie das Typische aufsuchen und darstellen soll – und all diese zweifelnden, ahnenden oder gar wissenden Soldaten [in der antifaschistischen Literatur der „alten Garde“] sind eben nicht Abbilder jenes Soldaten der deutschen Wehrmacht, der sich so schmäählich von den Faschisten mißbrauchen ließ.<sup>32</sup>

Hier referieren die Autoren nicht nur das offizielle Geschichtsbild der SED, das den einfachen Soldaten als passiv-verblendet handelnden Arbeitersohn jeglicher individuellen Verantwortung für die Verbrechen der Wehrmacht entzog, sondern Kant und Wagner versuchen in diesem Essay, ganz praktisch die von der SED angestrebte Herrschaft über die Vergangenheitsdiskurse in der DDR-Gesellschaft durchzusetzen.<sup>33</sup> Dementsprechend schließt die Abhandlung auch mit der Aufforderung, „positive Helden“ des antifaschistischen Kampfes zu schaffen, die glaubhaft um Erkenntnis und Umkehr ringen, die „gegen alle inneren und äußeren Widerstände und Verirrungen zu [ihren] neuen Ansichten vordringen.“<sup>34</sup> Dies war nicht zuletzt auch eine Frage der Wahl des Roman- und Kriegsschauplatzes, denn da es eine Tatsache sei, dass

[...] die Hauptentscheidung des zweiten Weltkrieges an der sogenannten Ostfront fiel, daß die gründliche Umerziehung der deutschen Soldaten fast schon zu spät und dennoch nicht zu spät in sowjetischer Gefangenschaft begann, da die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen des ganzen deutschen Volkes zu den Völkern der Sowjetunion eine lebensnotwendige Aufgabe ist, fordern wir unsere Schriftsteller auf, sich noch mehr als bisher gerade mit dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion auseinanderzusetzen und diese Hauptfront des militärischen Klassenkampfes ständig – auch als Hintergrund – im Auge zu behalten.<sup>35</sup>

Diese oktroyierte Konzentration auf den Krieg gegen die Sowjetunion (und die Schlacht von Stalingrad als *die* Wende des Krieges) erklärt somit zumindest teilweise, warum sich die DDR-Literatur im Vergleich zur westdeutschen Literatur mit einer früheren und intensiveren literarischen Auseinandersetzung mit der Ostfront hervortat. Auch das unter SED-Strategen und Schriftstellern verbreitete, ausdrücklich *politische* Verständnis von Literatur sowie ihr Streben nach einer möglichst effektiven Nutzbarmachung der Vergangenheit für gegenwärtige Politik und deren Legitimation, haben zur stärkeren Konzentration auf Geschichte und Folgen des Russlandfeldzugs in der frühen DDR-Literatur beigetragen.

Vor diesem Hintergrund gelesen, repräsentiert die hier analysierte Auswahl von Romanen und Erzählungen das Ergebnis von politik- und ideologiegesteuerter Literatur, deren Inhalte jedoch nicht zwangsläufig allein historischer Legendenbildung dienten, sondern stets auch historische Realitäten – wenngleich auch mit weltanschaulicher Färbung – verarbeitet werden wollten. Günter de Bruyn hat die Entstehung einer derart ambivalenten Literatur mit der folgenden rückblickenden Bemerkung nüchtern kommentiert: in der DDR „über Krieg und Nachkrieg zu schreiben, war in den fünfziger und sechziger Jahren, wenn man gedruckt werden wollte, nur mit Verschweigen und Lügen möglich.“<sup>36</sup>

Demgegenüber stellt sich das Bild der Literatur in der frühen Bundesrepublik ganz anders dar. Trotz der pluralistischen und freiheitlichen Grundordnung im westlichen Deutschland, sahen sich die meisten Intellektuellen und Schriftsteller während der Ära Adenauer „im Abseits.“ Gemeinhin wird festgestellt, dass die bitteren Realitäten des Kalten Krieges die Schriftsteller in der DDR „zu Handlangern des kommunistischen Regimes“ werden ließen und die Literaten in der BRD zu „Außenseitern und ohnmächtigen Kritikern“ eines Wiederaufbaus machte, den „sie so nicht gewollt hatten.“<sup>37</sup> Wie unausweichlich sich die Lage in den 1950er Jahren vielen westdeutschen Intellektuellen darstellte, hat Thomas Mann im Herbst 1954 in einem Artikel für die französische Zeitschrift *L'Express* beschrieben:

[...] Kraft einer unseligen und unheildrohenden Weltkonstellation [...] sehen wir eine Menschheit, deren moralischem Status durch die Kriege von gestern und vorgestern schon schwerer Abbruch geschehen ist, in zwei Lager zerrissen, deren furchtbar gespanntes Verhältnis mit einer Katastrophe solchen Ausmaßes droht, daß sie der Zivilisation den Rest geben würde. Daß zwischen den Lagern die wichtigste Grenze quer durch ein Land, das unglückliche Deutschland, verläuft, rückt die Unhaltbarkeit der Gesamtsituation in ein um so greller Licht.<sup>38</sup>

Was diese „unhaltbare“ Situation nun für die zeitgenössischen Schriftsteller bedeutete, hat Hans-Werner Richter, selbst Autor und Mitbegründer des berühmten Nachwuchsschriftstellerzirkels „Gruppe 47“, anlässlich der Bildung des „Grünwalder Kreises“ im März 1956 beschrieben. Sein Unwohlsein zwischen den Fronten in Ost- und Westdeutschland dürfte repräsentativ für die meisten jungen Dichter in der Bundesrepublik der 50er Jahre sein und stellt gleichfalls eine treffende Analyse des lähmenden intellektuellen und künstlerischen Klimas dieser von der Wiederaufrüstungsdebatte geprägten Zeit dar:

Schreiben Sie hier ein Buch gegen den Krieg, so werden sie drüben bereits als Fellow Traveler angesehen, und hier unter Umständen als ein Mann, der Herrn [Bundesverteidigungsminister] Blank die jungen Soldaten „vergiftet“, schreiben sie aber ein Buch über das Elend jener Vertriebenen aus dem Osten, so sind sie drüben [in der DDR] ein von den Amerikanern gekaufter Monopolistenknecht, und rücken hier in die Nähe des [US] Senders Freies Europa. Diese Situation ist zweifellos für die deutschen Intellektuellen eine einmalige, gefährliche und untragbare Situation. [...] Sie macht das Eintreten für die Wahrheit, für die Gerechtigkeit und für die Freiheit unendlich viel schwieriger und sie lähmt die echte Kritik fast bis zur völligen Erstarrung, denn der Grat, auf dem sich eine solche Kritik bewegen muß, ist schmal.<sup>39</sup>

Folglich wird heute im Rückblick festgestellt, dass zeitgenössische Literatur in den 50er Jahren nicht apolitisch, aber doch unpolitisch, ja „Privatsache“, war: denn sie war als „Institution“ nicht in „das sich rasch verfestigende Ordnungsgefüge [der jungen Bundesrepublik] integriert.“<sup>40</sup> Dennoch waren die 1950er Jahre eine Zeit der literarischen Fruchtbarkeit und Neuanfänge; Autoren wie Heinrich Böll, Günter Grass und Wolfgang Koeppen erlebten in diesen Jahren ihre ersten Erfolge.<sup>41</sup> Die literarische Auseinandersetzung mit dem Krieg nahm andere Formen an und setzte andere Schwerpunkte, als das in der

offiziellen Literatur der DDR geschah. Neben der Flut von Kriegsromanheften und Memoiren, bestimmten einige wichtige Romane über die Schlachten bei Leningrad und bei Stalingrad die Literatur dieser Zeit. Sie werden daher auch in die vorliegende Analyse einbezogen. Ganz allgemein gilt jedoch, dass der Krieg an der Ostfront in der anspruchsvollen Literatur der frühen Jahre in der Bundesrepublik eher als Kulisse oder Einblendung eine Rolle spielte, weniger als zentraler Schauplatz oder Handlungsrahmen.

Dass es trotz der deutschen Teilung in dieser frühen Phase eine innerdeutsche Auseinandersetzung mit der Frage der literarischen Aufarbeitung des Krieges an der Ostfront gab, zeigt die – in Form und Intensität wohl einmalige – Debatte um Gerd Ledigs Roman „Die Stalinorgel“, der bei Erscheinen im Jahre 1955 als „bester Roman über den Zweiten Weltkrieg“ gepriesen wurde, dann lange in Vergessenheit geriet und schließlich in einer Neuauflage im Jahre 2000 erneut Würdigung erfuhr.<sup>42</sup> Ledig, der selbst an der Ostfront gekämpft hatte, erzählt schnörkellos und mit grausamer Präzision Kampf, Leid und Tod einer Gruppe namenloser Soldaten vor Leningrad 1942. Tenor des Romans ist die Sinnlosigkeit des Krieges, in der Angst und Verrohung an der Tagesordnung sind und der Soldat nicht heroisch kämpft und stirbt, weil er sich einer Sache verschrieben hat, sondern jämmerlich fällt, weil er muss. Krieg ist nicht das Ergebnis von menschlichem Handeln, sondern eine Art Katastrophe, die über die deutschen und sowjetischen Soldaten hereingebrochen ist, und die von unfähigen und verantwortungslosen Generälen auf die Schultern des einfachen Landsers abgewälzt wird.<sup>43</sup>

Ledigs in Westdeutschland weithin gelobter Roman – *DIE ZEIT* würdigte z. B. den „scheinbar kühlen Stil“, hinter dem sich die „Leidenschaft eines zerrissenen Herzens und die Liebe zu den deutschen und russischen Menschen“<sup>44</sup> verberge – sollte nach dem Willen des Autors auch in der DDR erscheinen. Der Claassen-Verlag, der das Manuskript in der BRD veröffentlichte, lehnte dies jedoch mit dem Hinweis auf die sehr wahrscheinliche ideologische Vereinnahmung des Werkes durch die SED-Propaganda ab. Dennoch kursierte das Manuskript unter ostdeutschen Schriftstellern, und Anna Seghers höchstpersönlich würdigte das realistische und abschreckende Portrait des Krieges in einem Referat auf dem IV. Schriftstellerkongress in Ost-Berlin. Gleichzeitig wurde aber in der Rezension des Romans in der *neuen deutschen Literatur* der „nihilistische“ Unterton des Textes kritisiert und bemängelt, dass es Ledig nicht zur klassenkämpferischen Einsicht gebracht habe:

Es geht Gerd Ledig um den Krieg als solchen, den Materialkrieg, als dessen Charakteristikum er die Stalinorgel empfand, weniger geht es ihm um den faschistischen Charakter des Krieges, gar nicht um seine Ursachen. [...] Die russischen Soldaten sind bei ihm die gleichen armen Opfer wie die deutschen, die nicht wissen, worum sie kämpfen, nur Figuren auf dem Schachbrett der Generalität.<sup>45</sup>

Diese Kritik reflektiert den Kern des ostdeutschen Verständnisses des Russlandfeldzugs und macht gleichfalls dessen ideologische Verzerrung deutlich. Mit Recht wird die undifferenzierte Darstellung deutscher und russischer Soldaten angeprangert, in der keine Rede ist von Angreifern und Verteidigern. Vielmehr solle herausgearbeitet werden, dass sich die deutschen Soldaten für die verderbliche Sache des Faschismus missbrauchen ließen, während die Sowjetsoldaten im Namen des historisch überlegenen Kommunismus für die „Befreiung“ nicht nur der Sowjetvölker, sondern auch Deutschlands, kämpften. In den kategorischen Worten Anna Seghers hieß das:

[...] in Wirklichkeit sind die Lebens- und Todesangst nie identisch und vermischbar in dem Krieg zwischen der Sowjetmacht und dem Hitlerfaschismus. Ebensowenig wie der Kampf um Brot und Frieden mit dem Kampf um Macht und Profite.<sup>46</sup>

Der Disput um Ledigs *Stalinorgel* exemplifiziert die Hauptströmungen in der deutsch-deutschen Kriegsliteratur der Nachkriegszeit. Die Mehrheit der westdeutschen Autoren der sogenannten Trümmer- und Kahlschlagliteratur stellten das individuelle Leiden im Krieg und das Leiden am Krieg in den Mittelpunkt ohne sich einer neuen Form von kollektivistischer Weltanschauung zu unterwerfen. Die meisten ostdeutschen Autoren fanden über die relativ drastische und weitgehend authentische Darstellung des von der Wehrmacht verursachten Leidens in der Sowjetunion während des Ostkriegs sowie über die literarische Überhöhung kommunistischer Widerstandshelden ihre (kollektivierte) Stimme im DDR-Geschichtsdiskurs.

## Textanalyse

Die im Folgenden betrachteten Romane und Erzählungen von 15 west- und ostdeutschen Schriftstellern repräsentieren eine Auswahl von belletristischen Texten, die sich entweder direkt oder indirekt mit der Geschichte des Russlandfeldzugs auseinandersetzen.<sup>47</sup> Die meistbeschriebene Schlacht dieses Krieges, die Schlacht bei Stalingrad, ist Thema von mehreren Texten, wobei an dieser Stelle bei weitem nicht alle damals erschienene Stalingradromane einbezogen werden können.<sup>48</sup> Bei der Auswahl der Werke lag der Schwerpunkt nicht auf der möglichen Zuordnung eines Textes zur Kategorie „Kriegsroman“. Vielmehr wurde ein weiter Blick in die zeitgenössische Bücherlandschaft geworfen, um sowohl die Bedeutung und Beachtung als auch die Unbedeutsamkeit und Missachtung des historischen Ereignisses „Krieg an der Ostfront“ in seiner ganzen Vielfalt einzufangen. Alle auf diese Weise ausgewählten und hier berücksichtigten Autoren waren bei Kriegsausbruch 1939 erwachsen, etwa ein Drittel hatte bereits den I. Weltkrieg bewusst miterlebt. Ebenso hat

die Mehrheit der Autoren den I. und/oder II. Weltkrieg selbst als Soldat erlebt, acht von ihnen haben an der Ostfront bzw. bei Stalingrad gekämpft.<sup>49</sup> Sie repräsentieren also jene Generation von Deutschen, für die der Weltkrieg ein prägendes Ereignis in der eigenen Biographie darstellte.

Es wird in der Textanalyse darauf verzichtet, Handlungen und Hauptfiguren der Texte ausführlich wiederzugeben, vielmehr wird anhand einer szenischen Auswahl gezeigt, wie die Autoren den Krieg als Handlungsschauplatz darstellen, ihn als Referenzpunkt für die Figuren, ihre Gedanken und Gefühle, beschreiben und in welchen Worten über Leiden und Verbrechen, Opfer- und Tätersein reflektiert wird. Aus der Lektüre ergaben sich die drei folgenden Themenkomplexe, die die Diskussion strukturieren und bündeln: im ersten Abschnitt „Schuld am Krieg, Leiden im Krieg: Der historische Kontext“ geht es um die Darstellung des historischen Kontextes des Krieges an der Ostfront sowie um den „Sinn“ dieses Krieges: wird er als Schicksalsschlag oder eine Art Naturkatastrophe erinnert, spielt die Kriegsschuldfrage eine Rolle? Wer kämpft warum, und gegen wen? Ein zweiter Abschnitt widmet sich unter der Überschrift „Gewissen in Aufruhr: Legenden der Umkehr“ der Auseinandersetzung mit dem Thema Soldatenehre und der persönlichen Verantwortung des Soldaten zwischen Gehorsam und Widerstand. Wann wird ein Soldat zum Mörder und welche Rolle spielt der Krieg an der Ostfront, insbesondere das Erleben der Schlacht von Stalingrad, als kathartisches Erlebnis? Wie werden Verblendung, Umkehr und Einsicht in eigene Schuld literarisch verarbeitet? Gibt es eine Literatur des antifaschistischen Helden jenseits der kommunistischen Meistererzählung? Schließlich versucht der dritte Abschnitt „Szenarien des Grauens: Von Verbrechen und Verbrechern“ den Gebrauch von Sprache für die Rekonstruktion historischer Realitäten zu untersuchen. Gab es so etwas wie die „naturalistische Reproduktion des Grauens“, das Zeitgenossen wie Kant und Wagner kritisierten? Wie wird das „eigene“ Leid und das der „anderen“ beschrieben und werden Täter und Opfer dabei zueinander in Beziehung gesetzt? Diese Auswahl von Fragen reflektiert nur einen Bruchteil der in den Texten verarbeiteten Themen und Motive. Die für den Zweck meiner Untersuchung notwendige Beschränkung soll keinesfalls ignorieren, dass die meisten Werke von hoher inhaltlicher Dichte und Komplexität sind, sondern dient allein der Schärfung der aus der Sicht der Historikerin gestellten Fragestellung: inwieweit die belletristische Literatur der 50er Jahre einen Beitrag zur Erinnerung an den Krieg gegen die Sowjetunion leistete und ob sie in der von Opfer- und Befreiungsmotiven bestimmten öffentlichen Vergangenheitsdiskussion vielleicht einen (Aus-)weg zu einem „emphatischen Verständnis von [historischer] Wahrheit“<sup>50</sup> eröffnete.

### ***Schuld am Krieg, Leiden im Krieg: Der historische Kontext***

„Der Tod roch anders in Russland als in Afrika“ – mit diesem Satz beginnt Erich Maria Remarques bemerkenswerter Roman *Zeit zu leben, Zeit zu sterben* über den Soldaten Ernst Graeber, der den Feldzug gegen die Sowjetunion und den Bombenkrieg in der Heimat gleichermaßen miterlebt (5).<sup>51</sup> Dieses Buch ist in der westdeutschen Literaturlandschaft der Nachkriegsjahre was die Klarheit bezüglich der Verantwortung für den Krieg angeht ein Ausnahmewerk. Wie bereits in *Im Westen nichts Neues* meistert Remarque die Komplexität des Leidens, ohne Opfer und Täter – die wiederum gleichzeitig Täter und Opfer sein können – gleichzumachen. Dass der „Sinn des Krieges“ allein der „Massenmord an Unschuldigen“ (196) war, wurde in dieser Deutlichkeit selten formuliert und Remarques Sprache, die frei ist von jedem Pathos und jeder Ideologie, besticht gerade durch ihre unaufgeregte Umschreibung individueller Schuld- und Leiderfahrung. Der historische Kontext ist klar und der Leser „fällt“ nicht in das Kriegsgeschehen „irgendwo an der Ostfront“ hinein, wie es in der Mehrzahl der hier vorliegenden Werke westdeutscher Autoren der Fall ist. Hans-Hellmut Kirst, beispielsweise, behandelt den Krieg in seinem Bestseller *Null-Acht-Fünfzehn im Krieg* als handelndes Subjekt, nicht als von Menschenhand verursachtes Ereignis. So fällt der Leser zu Beginn des Romans mitten in eine „Ruhepause“ des Russlandfeldzuges, mit der das Kriegserlebnis des Wachtmeisters Asch:

Der Krieg leistete sich einen Winterschlaf, und in dieser Gegend schien niemand zu existieren, der versessen darauf war, ihn dabei zu stören. Aber der Frühling stand bereits vor der Tür; und der würde auch dem Krieg in die Knochen fahren und wieder auf die Beine helfen. Dieser erste russische Winterschlaf war kein Dauerzustand. (5)

Für Asch, der den desillusionierten, zuweilen frech-ironischen und meist gleichgültigen, arglos kämpfenden, austauschbaren „08/15“-Soldaten personifizieren soll, ist der Krieg ein „unvermeidliches Übel“ (wie jeder 08/15-Krieg), den er nicht begonnen hat, in dem er aber kämpfen muss.<sup>52</sup> Hiermit wird ganz nebenbei auch impliziert, dass der Zweite Weltkrieg ein Krieg wie jeder andere sei. Für Aschs relativ unbekümmerten Vorgesetzten Oberleutnant Wedelmann, der auf dem Stützpunkt eine Freundschaft zu einer „freiwilligen“ russischen Dolmetscherin pflegt, stellt sich daher die Frage des „Warum?“ ebenso einfach dar, was in folgendem Dialog der beiden deutlich wird:

„Warum muß Krieg sein?“ fragte sie.

„Ohne den Krieg wären wir uns nie begegnet.“

„Das sagen Sie so!“ antwortete sie heftig und zog ihre Hand fort. „Das ist eine bequeme Ausrede und eine schlechte dazu. Wir hätten uns auf einem großen Sportfest begegnen können, auf einer Urlaubsreise, irgendwo im Theater, in einer Galerie. Muß denn erst immer Krieg sein, damit zwei Menschen aus verschiedenen Ländern einander treffen?“ „Habe ich den Krieg gemacht Natascha?“

„Nein, das nicht. Aber Sie führen ihn!“ (162f.)

Für Gerd Ledigs namenlos kämpfende Soldaten in *Die Stalinorgel* stellt sich die Frage des Kriegsgrundes überhaupt nicht. Der von der zeitgenössischen Literaturkritik wegen seiner drastisch-realistischen Detailbeschreibungen von Verwundungen und Tod gepriesene Roman thematisiert die Leidenserfahrung auf beiden Seiten während eines – wiederum „sinnlosen“ – Kampfes um „Höhe 308“ kurz vor Leningrad im Winter 1941/42; die Frage, was die Deutschen „hier eigentlich wollen“ stellt sich nur ein sowjetischer Leutnant und erhält keine Antwort. Angesichts der Aussichtslosigkeit der Schlacht sinniert der Mann über die Motive eines deutschen Eindringlings, der lieber stirbt, als sich zu ergeben:

Auch so ein Tier, dachte der Leutnant. Im Käfig benimmt er sich wie ein Mensch, aber wenn er ein Gewehr hat, schießt er auf Leichen. Was will er eigentlich hier? Dieses Raubtier mit dem Schafsgesicht. Seine Heimat hat genug Höhen wie diese. Ich habe sie gesehen: grüne Bäume. Flüsse, saubere Dörfer. Auf ihren Straßen gibt es weder Unrat noch Schlamm. Auf ihren Feldern stehen die Ähren wie Soldaten. (170)

Ebenfalls fragend, in anklagender Grundhaltung, behandelt Theodor Plievier in *Stalingrad* die Gründe für den Russlandfeldzug. Dieser erste und wohl meistgelesene Stalingrad-Roman transportiert eine nachdrückliche Verurteilung des Krieges im Osten, vor allem der Generäle als „Leichen-Lieferanten“ und „Henker der eigenen Soldaten“, und schildert ausführlich die Opfer der deutschen und sowjetischen Soldaten. Der einfache Soldat weiß wiederum nicht, warum und wofür er kämpft, stellt aber zumindest Hitlers Kriegsbegründungen in Frage:

Wofür fallen wir, General? Werden unsere Frauen, unsere Kinder ihre Tränen an den Fahnen des Sieges trocknen oder werden sie ohne Ende weinen müssen? War dieser Krieg notwendig, war dieser Krieg uns aufgezwungen und geht es um eine große und heilige Sache, ist dieser Krieg gerecht und geht es um Deutschland? Verteidigen wir Deutschland am Njeschegol, am Oskol, am Don, an der Wolga, General? (28)

In Heinrich Gerlachs Saga über die *Verratene Armee* im „Schreckenswinter 1942/43 irgendwo bei Stalingrad“ impliziert bereits der Titel, dass der Krieg von Hitler und seinen Gefolgsleuten losgetreten worden war und die Wehrmacht als Instrument zur vermeintlichen „Rettung der Welt vor dem Bolschewismus“ (188) missbraucht wurde. Dem Helden des Romans, Arbeitersohn und Gefreiter Lakosch, verkündet ein angesichts der aussichtslosen Lage im Kessel von Stalingrad offenerherziger Vorgesetzter jedoch, dass dies ein „Ammenmärchen“ sei, dass der Krieg „ein Geschäft ist, nichts weiter. Die Industrie und die Wirtschaft haben die Partei ja nicht umsonst finanziert, die wollen ja nun endlich Dividenden sehen.“ (188)

Keinen Zweifel an dem Verursacher des Krieges lassen die meisten ostdeutschen Autoren. Willi Bredels Roman *Die Enkel* aus der dreibändigen Familienchronik *Verwandte und Bekannte*, die die von den Kämpfen der Arbeiterklasse geprägte Geschichte der Hamburger

Familie Hardekopf vom Kaiserreich bis zum Kriegsende 1945 erzählt, spielt sowohl in der Heimat also auch diesseits und jenseits der Frontlinien im Osten. Am 22. Juni 1941, der Tag an dem die Wehrmacht die Sowjetunion angriff, überbringt ein Freund dem Antifaschisten Walter Hardekopf die Nachricht: „Krieg ist! ... Hitler hat die Sowjetunion überfallen!“ (359) Wenige Seiten später beschreibt der Autor wie sich der „Vernichtungskrieg gleich einem riesigen Wald- oder Steppenbrand über Russland“ ausbreitete (378). Franz Fühmann, dessen Erzählung *Kameraden* – unter dem Titel *Betrogen bis zum jüngsten Tag* von der DEFA verfilmt<sup>53</sup> – eindringlich von der Verstrickung junger Soldaten in einen Mord und dessen Folgen berichtet, lässt die drei sehr unterschiedlichen Charaktere Josef, Thomas und Karl den offiziellen Kriegsgrund debattieren und verdeutlicht dadurch den Angriffscharakter des Russlandfeldzuges:

„Stillgestanden!“ befahl der Major. Die Hacken von Hunderten gestiefelten Menschen knallten zusammen. Der Major verlas einen Befehl des Führers an die Wehrmacht, einen Befehl, der den Soldaten das Blut in den Adern stocken machte. Es war die Rede von einer durch das Genie des Führers aufgedeckten bolschewistischen Verschwörung, von einem drohenden Angriff aus dem Osten und von Maßnahmen, die der Führer getroffen habe. [...] Alle packten. Josef und Thomas hatten sich um Karl gesammelt. „Es geht los, Kinder!“ sagte er. [...] „Alles wird gut. Es geht los!“ „Nun wollen wir also Rußland besetzen“, sagte leise eine Stimme, „Moskau, den Ural, bis zum Pazifik.“ Seltsam, obwohl diese Stimme leise schwang, übertönte sie allen Lärm, und sie machte alle Mäuler verstummen. Das Schweigen war eine untragbare Last, auf alle gelegt. „Was denn ...“, sagte Josef, er sprach sehr heiser, „was denn – natürlich geht es gegen die Bolschewiken. Das mußte ja kommen.“ Er begann plötzlich zu schreien: „Das mußte ja kommen, besser heute als morgen.“ „Besser ein Ende mit Schrecken...“, sagte Karl und lachte. „Jetzt kommt alles ins Lot, Kleiner,“ sagte [Josef zu Thomas], „mit uns dreien, mit Deutschland und mit der ganzen Welt.“ (32f.)

Dass nicht „alles ins Lot kommt“, erfahren in den meisten Texten zuerst und fast ausschließlich die Soldaten – die Männer, Jungen, Väter, Söhne in Uniform. Ihr Opfer wird nicht zum heroischen Fronterlebnis stilisiert wie nach dem I. Weltkrieg in den Romanen eines Ernst Jünger, sondern ihr Menschsein steht im Vordergrund. Bei Ledig wird am deutlichsten beschrieben, dass Angst nicht Feigheit und Am-Leben-Hängen kein Landesverrat ist. Der Hauptmann ohne Namen, zum Beispiel, „wollte leben, wie sie alle leben wollten. Er hatte die Überzeugung gewonnen, es sei besser, kein Held zu sein und dafür am Leben zu bleiben“ (*Stalinorgel*, 9). Denn „irgendwo warteten Frauen auf ihre Männer, Kinder auf ihre Väter.“ (87) Der namenlose Unteroffizier, der den namenlosen Melder während eines Angriffs am Weglaufen hinderte, fragt ihn „Hast du Angst?“ „Ja“ antwortet der Melder. „Der Unteroffizier sagte seelenruhig: ‚Ich auch. Schieß!‘“ (64)

Gerade die jüngsten der Soldaten, wie hier der Melder, erhalten größte Aufmerksamkeit, diejenigen, die schon als Hitlerjungen unter der Überschrift „Wir sind geboren um zu sterben“ in Lagern ihre Sommerferien verbracht hatten. Wolfgang Borchert und Heinrich Böll, die jungen Nachkriegsautoren, die dieser „verlorenen Generation“ eine Stimme gaben, haben in

ihren Kurzgeschichten fast ausschließlich das Leid der Soldaten, Kriegsgefangenen und Heimkehrer beschrieben, die dann im Nachkriegsdeutschland als traumatisierte Wanderer erneut zu Opfern wurden. In der Kurzgeschichte *Unterwegs* nannte Borchert diese Generation, zu der er sich als ehemaliger Soldat und Kriegsgefangener selbst zählte, „Generation ohne Abschied“:

Wir sind die Generation ohne Bindung und ohne Tiefe. Unsere Tiefe ist der Abgrund. Wir sind die Generation ohne Glück, ohne Heimat und ohne Abschied. Unsere Sonne ist schmal, unsere Liebe grausam und unsere Jugend ist ohne Jugend. Und wir sind die Generation ohne Grenze, ohne Hemmung und Behütung – ausgestoßen aus dem Laufgitter des Kindseins [...]. (59)

Das Erlebnis von Krieg und Gefangenschaft, in Borcherts berühmten Theaterstück *Draußen vor der Tür* „1000 Tage Kälte“ (109) apostrophiert, bleibt abstrakter historischer Hintergrund, dessen Schrecken der Leser erahnen kann. In Andeutungen taucht das Leiden bei Stalingrad auf, wo der Ehemann des Mädchens vermisst wird, das den Heimkehrer Beckmann nach dem missglückten Selbstmord in der Elbe findet:

Mädchen (*bitter, leise*): Verhungert, erfroren, liegengeblieben – was weiß ich. Seit Stalingrad ist er vermisst Das war vor drei Jahren.

Beckmann (*starr*): In Stalingrad? In Stalingrad, ja. Ja, in Stalingrad, da ist mancher liegengeblieben. Aber einige kommen auch wieder. Und die ziehen dann das Zeug an von denen, die nicht wiederkommen. (114)

Auch in Heinrich Bölls Kurzgeschichte über einen *Angriff* der Roten Armee am westlichen Rand der Ostfront in den letzten Kriegstagen beschränkt sich die Darstellung des Kriegszusammenhangs auf die melancholische Beschreibung der „gleichgültigen Starre der grauen Gestalten“, die in einem Erdloch erneut auf das nächste Gemetzel warten: „Hinter ihnen spärliche Büsche, ein von Panzern zerwühltes Sonnenblumenfeld, und wieder ein Wald, ein hellerer, grüner Wald; aber es war ja so gleichgültig: Erde blieb Erde, und Krieg blieb Krieg.“ (32)

Doch gerade die Konzentration auf die Soldaten als Opfer von Verblendung und Krieg erlaubt dann doch die Stilisierung zum Held des Leidens. Diese Stilisierung bezog sich vor allem auf die (deutschen!) „Stalingrad-Soldaten“, deren Schicksale ungezählte Male nacherzählt wurden. Aus Plievierts *Stalingrad* sei hier stellvertretend zitiert:

Der Stalingrad-Soldat, seine Genügsamkeit, Anpassungsfähigkeit, Zähigkeit, Ausdauer, seine Leidensfähigkeit, stummes Ertragen von Qualen, seine pünktliche Pflichterfüllung, sein Ausharren und Kämpfen bis zum letzten, welche Höhe an unpathetischem und stummbleibenden Kampfertum! Und schließlich auch sein Glaube, sein unbedingter Glaube, der sein Größtes war und seine größte Schuld wurde! Welches Denkmal wollen Sie ihm setzen, meine Herren, welche Inschrift seinem Grabmal einmeißeln? (301)

### **„Gewissen in Aufruhr“: Legenden der Umkehr**

Die Formulierung „Gewissen in Aufruhr“ ist dem Titel der Autobiographie eines ehemaligen Wehrmachtsoffiziers entnommen, der sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft zum Antifaschisten gewandelt hatte.<sup>54</sup> In der DDR-Literatur dominierten Figuren, für die der Krieg ein inneres Umkehrerlebnis auslöste, die entweder zur Roten Armee überliefen, im Widerstand kämpften oder in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu Antifaschisten umerzogen wurden. Für Bodo Uhse waren dies die wahren *Patrioten*, ein neues „Geschlecht sorgenfreier, starker, furchtloser Menschen“ (10) nach dem Vorbild der Sowjetmenschen. Uhses Roman über den Kampf deutscher Kommunisten, die vom Moskauer Exil aus gegen die deutschen Truppen kämpften, gilt als literarisches Pendant zur SED-Meisternarrative über die Befreiung des deutschen Volkes durch die Rote Armee und eine Handvoll aufrichtiger, „guter Deutscher, deutscher Kommunisten“ – die wahren Patrioten, denn „in der Stunde der Gefahr sich zu einer Sache bekennen, ist nicht so schwer, wie in der Stunde der Scham und Erniedrigung zu ihr zu stehen.“ (12)

Die meisten Soldaten gehörten nicht zum deutschen Widerstand, sondern kämpften als „Soldaten Hitlers“ (42) bis zum bitteren Ende in der faschistischen Wehrmacht. Nach dem Krieg stellte sich in beiden Teilen Deutschlands die Frage nach dem Erbe der Wehrmacht und nach dem Wesen des Soldatenseins auf verschiedene Weise. In der hier untersuchten Literatur finden sich ganz unterschiedliche Charaktere des Soldaten, oft wird der Konflikt von Gehorsam und Gewissen thematisiert bzw. reflektiert, dass der „einfache Mann“ in Uniform nicht Herr seines Willens war, ja aufhörte Mensch zu sein und so mehr oder minder selbstverschuldet zum Mitwisser und Mittäter im verbrecherischen Feldzug gegen die Sowjetunion wurde. Nur selten durchzieht einen Roman oder eine Kurzgeschichte das Bild der „sauberen Wehrmacht“, vielmehr werden Charaktere eingeführt, die jeweils den Typ fanatischer Nazi, Aufsteiger im System, überzeugter Anti-Nazi oder gewandelter Mitläufer verkörpern. In den Werken ostdeutscher Autoren dominieren kommunistische Helden, denen oft ein überzeugter faschistischer Soldat gegenübergestellt wird.

In Harry Thürks eindringlichem Roman *Die Stunde der toten Augen*, der in der DDR Gegenstand heftiger Diskussionen war<sup>55</sup>, wird die Verrohung und Brutalisierung der Soldaten thematisiert; der Soldat als Individuum erscheint so in letzter Instanz nicht verantwortlich für seine Taten, da er als Mordinstrument funktionierte und zu funktionieren hatte. Der junge nahkampferfahrene Soldat Thomas Bindig blickt nach einem Jahr bei der Kompanie an der Ostfront (1944) zurück:

[Er hatte] gelernt, was es hieß, Soldat zu sein. Es hieß, daß man innerhalb der Gattung Mensch einen besonderen, untergeordneten Platz einnahm. Daß man über seine Handlungen nicht nachzudenken

hatte und auch nicht über die Zukunft und die Vergangenheit. Wenn man das fertig brachte, fehlte einem nichts. (16f.)

[...] Tadellose Soldaten hat Deutschland hervorgebracht. Sie beißen sich nicht einmal auf die Lippen, wenn sie töten. Jung und kalt. Sie töten wie die Schlächter. (21)

Die nationalsozialistische Indoktrination war, in dieser Lesart, höchst erfolgreich und hatte aus der Jugend im Dritten Reich zuverlässige Schergen des Regimes gemacht. Nietzsches *Zarathustra* lesend, rechtfertigt Fühmanns wankender Held Josef seinen Beruf als „Mörder“ und findet in den Worten des großen Philosophen seine Gewissensberuhigung:

Er las sich hinein in eine Welt, die kalt war, eisig und leer, bevölkert nur von dem Einen, das war er; und um diesen Einen war etwas, das wimmelte, ununterscheidbar, eine Masse, Gewese von Lebenden, tief unter ihm: Menschen. [...] Und Zarathustra sprach: „Du hast aus der Gefahr deinen Beruf gemacht, daran ist nichts zu verachten. Nun gehst du an deinem Beruf zugrunde: dafür will ich dich mit meinen Händen begraben.“ Also sprach Zarathustra. Josef fand seine geheimsten Gedanken bestätigt. Er dachte: Zarathustra versteht den Mythos der Gefahr, den Mythos des Todes, Zarathustra versteht den deutschen Soldaten. Aus der Gefahr einen Beruf machen, nur um der Gefahr willen, das ist groß, das ist deutsch! Die Nibelungen zogen in ihren sicheren Untergang, und sie wußten es, aber sie zogen dennoch ins Hunnenland; sie gingen unter, und ihre Erfüllung war ihr Tod. Und sie haben auch ein unschuldiges Kind geköpft, und dennoch, nein, darum waren sie Helden: Es braucht auch eines Heldentums, unschuldige Kinder zu köpfen! (34f.)

Das widerwillige Soldatsein der Kriegsgeneration ist auch ein Leitmotiv Borcherts, dessen tragischer, lebensmüder Held, Heimkehrer Beckmann, lakonisch feststellt, dass er nie wirklich Soldat war. Seinen ehemaligen Vorgesetzten mit seinen ihm den Schlaf raubenden Schuldgefühlen (über den Tod elf seiner Kameraden) konfrontierend, ermahnt ihn der Oberst: „Na na na na! Reden Sie mal nicht so unmännliches Zeug. Waren doch Soldat wie?“ Beckmann verneint dies und als man ihm erwidert „Wieso nein? Sie haben doch Uniform an“, erwidert Beckmann eintönig: „Ja sechs Jahre. Aber ich dachte immer, wenn ich zehn Jahre lang die Uniform eines Briefträgers an habe, deswegen bin ich noch lange kein Briefträger.“ (*Draußen vor der Tür*, 119). Doch immer wieder werden auch jene Soldaten porträtiert, die im Soldatentum aufgehen, jene vermeintlichen Überzeugungstäter, die das selbständige Denken aufgegeben haben und sich für jeden Krieg hingeben. Kirsts ironisch-abgeklärter Protagonist Wachtmeister Asch verhöhnt nicht nur seine Vorgesetzten, sondern verachtet so manchen seiner Kameraden, denn: „Soldaten werden nicht nach ihrer Meinung gefragt. Einigen gefällt das sogar. Sie lassen sich lieber das Blut abzapfen, ehe sie ihr Hirn in Tätigkeit setzten.“ (9f.) Doch letztlich sind dies alles „arme Schweine. Und du bist auch ein armes Schwein“, sinniert Asch ein paar Tage später, „Viele arme Schweine auf der Welt!“ (127)

### ***Szenarien des Grauens: Von Verbrechen und Verbrechern***

Das Leid der „anderen“, also das der Zivilbevölkerung, Juden, sowjetischen Kriegsgefangenen und „Partisanen“, die während des Kriegs an der Ostfront umkamen, erhielt

über lange Jahre hinweg weder in der politisch-gesellschaftlichen noch in der literarischen Vergangenheitsdiskussion das *gebührende* Maß an emphatischer Aufmerksamkeit. Dennoch finden sich in der Literatur Darstellungen dieses Leids, und zwar sowohl sehr „klinische“, nebelhafte Andeutungen von Verbrechen als auch drastisch beschriebene Szenarien von Gewalt, Folter und Tod.

Johannes R. Bechers Stück *Winterschlacht*, das die Geschichte des „unbekannten Soldaten des 2. Weltkrieges“ Johannes Hörder in der Schlacht von Moskau erzählt, kreist um die Wandlung und innere Umkehr des Helden und deutet nur schemenhaft an, welchen Verbrechen sich die deutsche Wehrmacht in den von ihr besetzten Gebieten Osteuropas schuldig gemacht hat. Als Johannes auf Fronturlaub die Tochter seines Vorgesetzten besucht, um ihr von dessen Überlaufen zur Roten Armee zu berichten, schildert er seine Reise:

Durch Polen bin ich gefahren. Haß sah ich, nichts als Haß. Da sah ich d e n Haß... Und in Russland sah ich, dort hab ich gesehen...Ja, ich bin von einer langen, weiten Reise überanstrengt. Es strengt an, Anna, solch ein Sehen...(123)

Auch in Stephan Hermlins kurzer Erzählung *Leutnant Yorck von Wartenburg* führt beispielgebend der Anblick von Verbrechen zum Umdenken bei dem jungen Leutnant Yorck, einem der Verschwörer des 20. Juli, der von seiner Befreiung vor der Hinrichtung und dem nationalen Aufstand gegen Hitler träumt. Doch in der Realität fehlt der Aufstand und das „neudenken“, „Umdenken“ in dieser Diktatur, die „er der neuen Erkenntnisse wegen hasste“: „Und wir? Unser SS-Pöbel erschießt die Kinder in Charkow“, bemerkt Yorck fast beiläufig; „im Blut müssen wir waten bis an die Knöchel, um mit dem Denken zu beginnen.“ (29) Hermlins klare Botschaft, die er selbst in einem Nachwort 1953 nochmals unterstreicht ist, dass der Widerstand des 20. Juli 1944 fehlschlug, da ihm die proletarische Basis fehlte. Die in der Geschichte erfundene Verbrüderung des militärischen, bürgerlichen und kommunistischen Widerstandes mit der Roten Armee gegen Hitler ist der verzweifelte Traum, der „letzte Lebensaugenblick eines Sterbenden.“ Hermlin erzählt „nicht von deutscher Geschichte, sondern von einer deutschen Möglichkeit.“ (51) Die Überwindung des historischen Versagens der Deutschen kann nur in dem vollständigen Bruch mit der Vergangenheit erfolgen, so wie er in Hermlins sozialistischem Deutschland dann auch betrieben wurde: „Entrinnen und wieder entrinnen – nur das ist die Zukunft: Verwandlung und Vergessen.“ (37)

Wie hier, finden sich in den meisten Texten Szenen des Grauens, Leiden der Zivilbevölkerung, Zerstörung und Brandschatzung als eingestreute Sequenzen, selten gilt ihnen über mehr als zwei Seiten die volle Aufmerksamkeit. Anna Seghers' *Die Toten bleiben jung* enthält Beschreibungen von Vertreibungen der sowjetischen Bevölkerungen, von zerstörten Dörfern und Ermordeten an Galgen am Wegesrand (485, 469, 492); bei Plievier

findet die unmenschliche Behandlung der russischen Kriegsgefangenen durch die Deutschen vereinzelt Eingang in die Erzählung (30, 136). Fühmanns *Kameraden* werden am Ende Zeugen der kaltblütigen Hinrichtung unschuldiger Russen für den (ihren!) Mord an der Majorstochter (42-46). Die individuelle Verwicklung des Soldaten in den Vernichtungsfeldzug ist nirgends so eindringlich beschrieben, wie in Remarque erstem Kapitel in *Zeit zu leben, Zeit zu sterben*. Die Beteiligung des jungen Romanhelden Ernst Graeber, einer literarischen Figur voller Komplexität und Widersprüche, an einer Hinrichtung russischer „Partisanen“ schildert Remarque in so durchdringender Weise, dass deutlich wird, was Literatur leisten kann: das ganze Spektrum menschlichen Handelns und Fühlens greifbar, ja fast erfahrbar zu machen. Die Szene sei hier wegen ihrer Intensität und auch wegen ihres Ausnahmecharakters wiedergegeben.

Graeber hielt sein Gewehr lose in der Hand. Der Stahl war sehr kalt. Er zog seine Handschuhe an. „Der SD ist weiter hinten beschäftigt.“ Die anderen kamen heran. Steinbrenner war als einziger völlig wach und ausgeschlafen. Seine Haut schimmerte rosig wie die eines Kindes. „Hört zu“, sagte er, „da ist doch die Kuh dabei, laßt die für mich.“ „Wieso für dich?“ fragte Sauer, „du hast keine Zeit mehr, sie zu schwängern. Das hättest du früher versuchen sollen.“ „Hat er ja“, sagte Immermann. Steinbrenner drehte sich ärgerlich um. „Woher weißt du das?“ „Und sie hat ihn nicht rangelassen.“ „Du bist mächtig schlau, was? Wenn ich die rote Kuh hätte haben wollen, hätte ich sie gehabt.“ „Oder nicht.“ „Laß doch den Quatsch.“ Sauer biß ein Stück Prim ab. „Wenn er meint, daß er sie abknallen will, für sich allein, von mir aus kann er das gern. Ich reiße mich nicht darum.“ „Ich auch nicht“, erklärte Graeber. Die anderen sagten nichts.

Es wurde heller. Steinbrenner spuckte aus: „Erschießen – viel zu gut für die Bande! Munition dafür zu verschwenden! Aufhängen sollte man sie!“ „Wo“, Sauer sah sich um. „Siehst du irgendwo einen Baum? Oder wollen wir erst noch einen Galgen zimmern? Und woraus?“ „Da sind sie“, sagte Graeber. Mücke erschien mit den vier Russen. Die zwei Soldaten gingen vor und hinter ihnen. Der alte Russe war der vorderste; nach ihm kam die Frau, und dann kamen zwei jüngere Männer. Die vier stellten sich ohne Befehl in einer Reihe vor dem Graben auf. Die Frau blickte hinab, bevor sie sich umdrehte. Sie trug einen roten wollenen Rock.

Leutnant Müller vom ersten Zug kam aus dem Hause des Kompanieführers. Er vertrat Rahe bei der Exekution. Es war lächerlich, aber die Formen wurden oft noch innegehalten. Jeder wußte, daß die vier Russen vielleicht Partisanen waren, vielleicht auch nicht – aber sie waren in aller Form verhört und verurteilt worden. Ohne je eine wirkliche Chance gehabt zu haben. Was war auch schon festzustellen gewesen? Sie hatten angeblich Waffen gehabt. Jetzt wurden sie in aller Form, unter Beisein eines Offiziers erschossen. Als ob ihnen das nicht ganz egal gewesen wäre. (18f.)

[...] Die Gruppe Soldaten stand still. Graeber fühlte sein Gewehr. Er hatte seine Handschuhe wieder ausgezogen. Der Stahl saugte sich kalt gegen Daumen und Zeigefinger. Neben ihm stand Hirschmann. Er war gelb, aber er stand regungslos. Graeber beschloß, auf den Russen am weitesten links zu schießen. Im [*sic*] Anfang hatte er in die Luft geschossen, wenn er zu einer Exekution kommandiert worden war, aber das war vorbei. Man tat denen, die erschossen wurden, keinen Gefallen damit. Andere hatten ebenso gedacht wie er; und es war vorgekommen, dass fast alle absichtlich vorbeigeschossen hatten. Die Erschießung hatte wiederholt werden müssen. Und die Gefangenen wurden so zweimal exekutiert. (21)

[...] „Feuer!“ kam das Kommando. Der Russe schien sich zu heben und Graeber entgegenzukommen. Es war, als wölbe er sich, wie Personen in Juxbuden auf dem Jahrmarkt in einem konvexen Spiegel. Er wölbte sich und fiel zurück. [...] Die anderen beiden waren zusammengesunken, wo sie standen. Der ohne Stiefel hatte im letzten Moment seine Hände hochgerissen, um sein Gesicht zu schützen. Eine Hand hing wie ein Lappen an den Sehnen. Keinem der Russen waren die Hände gefesselt und die Augen verbunden worden. Man hatte es vergessen. Die Frau war nach vorn gefallen. Sie war nicht tot. Sie stützte sich auf die Hand und starrte, das Gesicht erhoben, die Gruppe Soldaten an. Steinbrenner

machte ein zufriedenes Gesicht. Niemand außer ihm hatte auf sie gezielt. [...] Sie lag da, die Arme aufgestützt, wie ein großer bunter Frosch, der nichts mehr weiter konnte, und zischte, ohne die Augen einen Moment abzuwenden. Sie schien kaum zu sehen, dass Mücke verdrossen von der Seite herankam. Sie zischte und zischte, und erst im letzten Augenblick sah sie den Revolver. Sie riß den Kopf beiseite und biß in Mückes Hand. Mücke fluchte und schlug ihr mit der linken Hand von oben den Unterkiefer los. Als die Zähne nachgaben, schoß er sie in den Nacken. (22f.)

Die in dieser Szene angedeutete Vielfalt von Handlungsoptionen zwischen Brutalität, Machtlosigkeit, Widerstand und Töten wurde selten so beschrieben. Remarques Roman beginnt mit dieser Szene, und alles nachfolgende Leid, das Graeber an der Front und später in seiner von Bombenangriffen zerstörten Heimatstadt schildert, steht unter diesem Eindruck des von deutschen Soldaten verübten Verbrechens. In den meisten anderen Texten sind die Protagonisten beistehende Zeugen solcher Verbrechen, nur in einigen wenigen Fällen nehmen sie selbst teil, oder hadern mit dem Verweigern und der Gewissenslast. Die dabei transportierten Tätermotivationen reichen von faschistischer Verblendung, bestialischer Verrohung und Rassenhass, Angst vor Bestrafung bei Befehlsverweigerung bis hin zu pflichtgemäßem Gehorsam und routinierter Vernichtung eines ebenso tötungswilligen Feindes.

Noch seltener als derartiges Reflektieren sind Bezüge zum Holocaust. Der Massenmord an den europäischen Juden hätte ohne den Krieg gegen die Sowjetunion nicht so stattgefunden. Ohne die Wehrmacht in den besetzten Territorien wäre er auch nicht ausführbar gewesen. Dennoch spielen das jüdische Schicksal, Antisemitismus und Rassenhass in der untersuchten Literatur nur eine marginale Rolle. Bei Bredel finden die „Konzentrations- und Vernichtungslager“ Erwähnung, in denen „Millionen Menschen ohne die geringste Schuld, nur weil sie rassistisch oder politisch unerwünscht waren, vergast und verbrannt“ werden (*Die Enkel*, 587). Anna Seghers beschreibt an einer Stelle einen Judentransport, der unter den Augen der nichtjüdischen Bürger von Berlin nach Polen abfährt (*Die Toten bleiben jung*, 520, 525f.). Die Berührung von Wehrmachtssoldaten mit den SS/SD-Erschießungskommandos hinter der Front war historisch gesehen an der Tagesordnung. In den zahlreichen Schlachtbeschreibungen der Nachkriegsliteratur kommt sie so gut wie nicht vor. Ausnahme ist eine eindringliche Szene in Heinrich Gerlachs *Die verratene Armee*: Soldat Lakosch trifft auf eine Gruppe „fremdländischer, schwärzlicher Gestalten“, die von einer Gruppe Landsern zur Exekution zusammen getrieben werden. Auf die „törichte Frage“ Lakoschs, warum man sie erschieße, antwortet einer der Männer: „Warum? Geschossen sollen sie haben! – Außerdem sind sie schuld an allem.“ (183) Vom „Blutrausch“ angestachelt will sich Lakosch an der Exekution beteiligen, obwohl er kurz zuvor noch festgestellt hatte, dass er „keinen rechten Zusammenhang zwischen diesen zerlumpten Kerlen und den ‚jüdischen Drahtziehern

von Wallstreet und Kreml', gegen die Goebbels wettete“, erkennen konnte. Nur das beherzte Eingreifen eines Offiziers, der nach dem Befehl für diese Exekution verlangte, verhinderte die Ermordung der Juden. Später wandern die Gedanken Lakoschs zu dieser Szene zurück und Gewissensbisse plagen:

Er sah die grässliche Todesangst in dem Blick der jüdischen Männer, sah den aus Urtiefen kommenden Haß eines Volkes, das Jahrtausende hindurch nur getreten und geschunden worden war. [...] Und er sah sich selbst, das Gewehr in der Hand - - Und Ekel blieb und Scham und der brennende Wunsch, das Geschehene auslöschen zu können oder wenigstens die Erinnerung daran. Nein, dachte Lakosch, das ist kein Krieg mehr, das ist ... Er fand keine Worte für das was ihn bewegte. (186f.)

Gerlachs Roman endet in der Kriegsgefangenschaft und mit der Einsicht, dass nur die Verblendung aus Soldaten Verbrechen gemacht hatte, also letztlich die persönliche Schuld relativiert ist. Warum Männer einen Krieg kämpften, von dem die meisten wussten, dass er verbrecherisch war, ist ein Hauptmotiv der meisten Texte. Die literarische Antwort auf die begangenen Verbrechen und deren Aufarbeitung war also nicht deren Verschweigen, sondern ihre rechtfertigende Erklärung, etwas im Glauben an eine vermeintlich gute Sache getan zu haben. Stellvertretend dafür stehe hier Gerlachs „Kriegsende“:

„Kameraden!“, sagt [der Hauptmann zu seinen Soldaten kurz bevor sie sich in die Gefangenschaft begeben]. „Wir sind am Ende. Und dieses Ende ist hart. Wir haben dieses alles nicht gewollt. Aber wir haben geschwiegen und gehorcht im Glauben, einer guten Sache zu dienen. Daß das Kleid, das wir tragen, heute kein Ehrenkleid mehr ist, das ist nicht unsere Schuld. [...] Wir waren Soldaten des Führers ... Wir wollen es lernen, wieder Menschen zu sein!“ (556)

Das Wissen um Verbrechen, die Gleichzeitigkeit von Täter- und Opfererlebnissen sowie das Bedürfnis zu trauern und zu vergessen waren wohl die entscheidenden menschlichen Erfahrungen und Sehnsüchte am Ende des totalen Kriegs, und zwar nicht nur für die ehemaligen Wehrmachtsoldaten sondern auch für viele Deutsche an der „Heimatfront.“ Dass sich in beiden Teilen Deutschlands nach 1945 alle Kräfte auf die Zukunft und den materiellen Wiederaufbau konzentrierten, war nicht nur eine Frage der Existenzsicherung, sondern auch Ausdruck des sehr menschlichen Bedürfnisses, irgendwie die Vergangenheit zu „bewältigen“, mit ihr „abzuschließen.“ Dieses Bedürfnis verkörpert die Figur des Ernst Graeber, der am Ende des Krieges durch von ihm selbst befreite russische Partisanen erschossen wird und die Nachkriegszeit nicht mehr erlebt. Am Ende seines Fronturlaubs besucht er seinen ehemaligen Religionslehrer Pohlmann und findet auf seine Fragen letztlich doch keine Antwort:

„[...] Ich möchte wissen, wie weit ich an den Verbrechen der letzten zehn Jahre beteiligt war“, sagte er. „Und ich möchte wissen was ich tun soll.“ [...] „Ich habe einiges gesehen“, sagte Graeber. „Und vieles gehört. Ich weiß auch, daß der Krieg verloren ist. Und ich weiß, daß wir nur noch weiterkämpfen, damit die Regierung, die Partei und die Leute, die alles das verursacht haben, noch einige Zeit länger an der Macht bleiben, um noch mehr Elend anrichten zu können.“ „Sie wissen das alles?“ fragte [Pohlmann]. „Ich weiß es jetzt. Ich wußte es nicht immer.“ „Und Sie müssen wieder hinaus?“ „Ja.“ „Das ist furchtbar.“ „Es ist noch furchtbarer, wieder hinaus zu müssen und es zu wissen, und dadurch vielleicht zum Mitschuldigen zu werden. Werde ich das?“ Pohlmann schwieg. „Wie meinen Sie das“,

fragte er nach einer Weile flüsternd. „Sie wissen, wie ich es meine. [...] Wie weit werde ich zum Mitschuldigen, wenn ich weiß, dass der Krieg nicht nur verloren ist, sondern auch, dass wir ihn verlieren müssen, damit Sklaverei und Mord, Konzentrationslager, SS und SD, Massenausrottung und Unmenschlichkeit aufhören – wenn ich das weiß und in zwei Wochen wieder hinausgehe, um weiter dafür zu kämpfen?“ [...] „Wann wird zum Mord, was man sonst Heldentum nennt? Wenn man nicht mehr an seine Gründe glaubt? Oder an seinen Zweck? Wo ist die Grenze?“ (195-197)

## Fazit

Diese Reflektionstiefe wird so authentisch selten erreicht, Reflektion an sich ist aber auch nicht die Ausnahme. Die hohe Literatur hat für den, der es wollte, anders als die von einer Schlussstrichmentalität geleitete Politik in beiden Teilen Deutschlands der 1950er Jahre, Fantasieräume für das *individuelle* Nachdenken über die eigene Geschichte, die eigenen Verwicklungen, Gefühle und inneren Konflikte geschaffen. Diese Einsicht erscheint doch plausibel, wenn man sich vergegenwärtigt, dass für die Deutschen dieser Jahre die Kriegserinnerung(en) untrennbar zur eigenen Lebenswelt gehörte; diese Erinnerungen waren lebendig und forderten Be- und Aufarbeitung – welcher Art auch immer. Die zeitgenössische Literatur jenseits der massenhaft verbreiteten Generalsmemoiren und Kriegsromanhefte bot vielfältige Erklärungsmuster und Identifikationsfiguren, die ganz unzeitgemäß durchaus einen differenzierten und kritischen Umgang mit der Vergangenheit einforderten.

### Angaben zur Autorin:

*Christina Morina, geb. 1976 in Frankfurt/O, studierte Geschichte, Politik und Journalistik in Leipzig, Ohio und Maryland. In ihrer Magisterarbeit beschäftigte sie sich mit der Reintegration von Russlandheimkehrern in die DDR, 1945-1956. Seit 2002 ist sie PhD-Studentin an der University of Maryland und hat sich dort auf die Schwerpunkte europäische Geistesgeschichte sowie deutsche Nachkriegsgeschichte spezialisiert. Ihre Dissertation zum Thema „Vermächtnis und Gedächtnis Stalingrad: Erinnerung, Aufarbeitung und Darstellung des Krieges an der Ostfront in der politischen Kultur in Deutschland, 1943-2003“ wird seit Januar 2005 von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur gefördert. Sie lebt und arbeitet inzwischen in Jena.*

### **Anmerkungen:**

<sup>1</sup> So die Formulierung in der geheimen Presseanweisung des Reichspressechefs Otto Dietrich am Tag nach der Kapitulation der 6. Armee bei Stalingrad vom 3. Februar 1943. Zit. nach Peter Jahn (Hg.), Stalingrad Erinnern. Stalingrad im deutschen und russischen Gedächtnis, Berlin 2003, S. 44.

<sup>2</sup> Vgl. Rüdiger Overmans, Deutsche Militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg, München 2000.

<sup>3</sup> Aleida Assmann hat diesen Widerspruch in Bezug auf das Verhältnis von politisch öffentlichem Erinnerungsdiskurs und privatem wie gesellschaftlichen Schweigen über bestimmte Aspekte der persönlichen Vergangenheit mit dem Begriffspaar „Geschichtsvergessenheit und Geschichtsversessenheit“ beschrieben und gezeigt, dass das eine das andere nicht ausschließt, sondern sie sich sogar gegenseitig verstärken können. Aleida Assmann/Ute

---

Frevert, *Geschichtsvergessenheit, Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 75-96, hier: S. 78f. Sehr anschaulich werden diese Zusammenhänge z. B. bei Robert W. Moeller, *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, Berkeley 2001.

<sup>4</sup> In der Literaturwissenschaft versteht man unter Stoff gemeinhin das fiktive oder realistische Material, das durch einen Autor gestaltet wird. I. d. R. besteht er aus vier Elementen: Handlung, Schauplätze, Zeit, Figuren. Vgl. Brockhaus Literatur, Mannheim, Leipzig 2004<sup>2</sup>, S. 808.

<sup>5</sup> Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*. Bd. 10/1: Kulturkritik und Gesellschaft I. Hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt/Main 1996, S. 30. Diese Aussage ist oft missverstanden worden. Adorno gebrauchte das Schreiben von Gedichten in diesem Zusammenhang synekdochisch für Kunst und Kultur als Ganzes. Er postulierte damit auch nicht das Ende der Lyrik, sondern beharrte lediglich darauf, dass „Gedichte zu schreiben vor und nach Auschwitz durch eine nicht überbrückbare Kluft geschieden sei.“ Siehe dazu die Ausführung Rolf Tiedemanns, „Nicht die erste Philosophie sondern eine letzte. Anmerkungen zum Denken Adornos“, in: Theodor W. Adorno, ‘Ob Nach Auschwitz sich noch leben lasse’. Ein philosophisches Lesebuch, Hg. von Rolf Tiedemann, Leipzig, 1997, S. 12.

<sup>6</sup> Adorno, *Gesammelte Schriften*, Bd. 10/1 (Anm. 4), S. 27.

<sup>7</sup> Theodor W. Adorno, “Versuch, das Endspiel zu verstehen”, in Adorno, ‘Ob Nach Auschwitz sich noch leben lasse’ (Anm. 4), S. 311.

<sup>8</sup> Zum Vergleich der literarischen „Antworten“ auf den I. und II. Weltkrieg siehe v.a. George L. Mosse, „Two World Wars and the Myth of the War Experience“, in: *Journal of Contemporary History* 21 (4), 1986, S. 491-513. Sowie George L. Mosse, *Fallen Soldiers. Reshaping the Memories of the World Wars*, New York/Oxford 1990 (darin insb. Kapitel 10).

<sup>9</sup> Hannah Arendt, “Nightmare and Flight”, in: *Dies., Essays in Understanding, 1930-1954*, Hg. von Jerome Kohn, New York 1993, S. 134.

<sup>10</sup> Karl Jaspers, *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands*, München 1987 [1946], S. 10, 13f.

<sup>11</sup> „Die Poesie leistet mehr für die Erkenntnis des Wesens der Menschheit [...], weil das Vermögen, welches der Poesie zugrunde liegt, an sich ein viel höheres als das des größten Historikers und auch die Wirkung, wozu sie bestimmt ist, eine viel höhere als die der Geschichte ist. Dafür findet die Geschichte in der Poesie eine ihrer allerwichtigsten Quellen und einer ihrer allerreinsten und schönsten.“ Jakob Christoph Burckhardt, „Über das Studium der Geschichte“, in *Weltgeschichtliche Betrachtungen*, Stuttgart 1978, S. 69.

<sup>12</sup> Gary D. Stark, „Vom Nutzen und Nachteil der Literatur für die Geschichtswissenschaft: A Historian’s View“, in: *The German Quarterly* 63 (1), 1990, S. 19-31.

<sup>13</sup> Rolf Düsterberg, *Soldat und Kriegsliteratur. Deutsche militärische Erinnerungsliteratur (1945-1961) zum Zweiten Weltkrieg - Motive, Begriffe, Wertungen*, Tübingen 2000. Peter Fritzsche, „Volkstümliche Erinnerung und deutsche Identität nach dem 2. Weltkrieg“, in: Martin Sabrow/Konrad Jarausch, *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt/Main 2002, S. 75-97. Wolfgang Hardtwig, „Fiktive Zeitgeschichte? Literarische Erzählung, Geschichtswissenschaft und Erinnerungskultur in Deutschland“, in: *Ibid.*, S. 99-123. Ursula Heukenkamp (Hg.), *Deutsche Erinnerung. Berliner Beiträge zur Prosa der Nachkriegsjahre (1945-1960)*, Berlin 2000. Elizabeth Snyder Hook, “Awakening from War: History, Trauma and Testimony in Heinrich Böll”, in: Alon Confino/Peter Fritzsche (Hg.), *The Work of Memory: New Directions for the Study of German Society and Culture*, Urbana 2002.

<sup>14</sup> Dass diese interdisziplinäre Aufgabe noch ein weites Feld ist, zeigt der aufschlussreiche Konferenzbericht Martina Winklers „Literatur und Geschichte - Interdisziplinäre Ansätze zwischen Fakt und Fiktion.“ (Oktober 2004). URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=583>.

<sup>15</sup> Beispielhaft seien genannt Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS Vergangenheit*, München 1997. Jeffrey Herf, *Divided Memory. The Nazi Past in the two Germans*, Cambridge 1997. Robert G. Moeller, *War Stories* (Anm. 3). Peter Reichel, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland: Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*, München 2001. Jürgen Danyel (Hg.), *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in den beiden deutschen Staaten*, Berlin 1995. Peter Reichel, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland: Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*, München 2001. Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland: der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung, 1948-1999*, Darmstadt 1999.

<sup>16</sup> Vgl. z.B. Wolfgang Becker, Norbert Schöll, *In jenen Tagen ...Wie der deutsche Nachkriegsfilm die Vergangenheit bewältigte*, Opladen 1995. Jörg Bernig, *Eingekesselt: die Schlacht von Stalingrad in deutschsprachigen Romanen nach 1945*, New York 1997. Christoph Classen, *Bilder der Vergangenheit. Nationalsozialismus im Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland 1955-1965*, Köln 1999. Rolf Düsterberg, *Soldat und Kriegsliteratur* (Anm. 12). Thomas Heimann, „Erinnerung als Wandlung: Kriegsbilder im frühen DDR-Film“, in: Martin Sabrow (Hg.), *Geschichte als Herrschaftsdiskurs. Der Umgang mit der Vergangenheit in der DDR*, Köln 2000, S. 39-85. Leonore Krenzlin, „Der ‚Ostkrieg‘ in der DDR-Belletristik“, in: Babette Quinkert (Hg.), „Wir sind die Herren dieses Landes.“ Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, Hamburg 2002, S. 207-222. Olaf Lange, „Wandlung oder Tod: Der Zweite Weltkrieg in der

---

Prosa der DDR 1949-1960“, in Ursula Heukenkamp (Hg.), Unerwünschte Erfahrung. Kriegsliteratur und Zensur in der DDR, Berlin 1990, S. 100-134. Peter Reichel, Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater, München 2004. Rolf Günter Renner, „Hirn und Herz. Stalingrad als Gegenstand ideologischer und literarischer Diskurse“, in: Jürgen Förster (Hg.), Stalingrad. Ereignis, Wirkung, Symbol, München 1992, S. 472-492. Eric L. Santner, Stranded Objects. Mourning, Memory and Film in Postwar Germany, Ithaca 1990.

<sup>17</sup> Vgl. Umberto Eco, Lector in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, München 1987, S. 72f. Und Ders., Die Grenzen der Interpretation, München 1992, S. 47f.

<sup>18</sup> Es geht mir dabei ausdrücklich nicht um die Rezeption dieses Diskurses in der Bevölkerung, was ohnehin ein sehr schwieriges Unterfangen wäre. Dennoch verweise ich, wo verfügbar, auf Auflagenzahl und -stärke einzelner Werke, um zumindest auf die *potentielle* öffentliche Wirkung eines Romans oder einer Kurzgeschichte hinzuweisen.

<sup>19</sup> Vgl. Gary D. Stark, „Vom Nutzen und Nachteil“ (Anm. 11), S. 25.

<sup>20</sup> Vgl. dazu u. a. Wolfgang Emmerich, Kleine Literaturgeschichte der DDR, Leipzig, 1996f. Ursula Heukenkamp, Hg., Unerwünschte Erfahrung (Anm. 15). Werner Mittenzwei, Die Intellektuellen, Literatur und Politik in Ostdeutschland, 1945-2000, Leipzig 2001. Zum Zusammenhang von Remilitarisierung und literarischer Erinnerung an die Wehrmacht in der DDR („Geläutertenliteratur“ als „Begleitmusik für den NVA-Aufbau“) siehe Karen Hartewig, „Militarismus und Antifaschismus. Die Wehrmacht im kollektiven Gedächtnis der DDR“, in Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 237-254.

<sup>21</sup> Dabei konzentriere ich mich auf die Zeit nach 1949, die unmittelbare Nachkriegszeit wurde bereits ausführlich beschrieben. Siehe z.B. für die Sowjetische Besatzungszone Wolfgang Emmerich, „Kein ‚Nullpunkt‘: Tradition und Neubeginn im Zeichen des Antifaschismus (1945-1949)“, in Ders., Kleine Literaturgeschichte (Anm. 18), S. 70-112. Für die unmittelbare Nachkriegszeit in den westlichen Zonen Jost Hermand u. a. (Hg.), Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-1949, Berlin 1982. Hans-Gerd Winter (Hg.), „Uns selbst mussten wir misstrauen“. Die „junge Generation“ in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur, München 2002. Eine hervorragende zonenübergreifende Sammlung von Originalquellen zu den (literatur-)politischen Debatten zwischen 1945 und 1950 bietet Gerhard Hay u. a. (Hg.), „Als der Krieg zu Ende war“. Literarisch-politische Publizistik 1945-1950, Stuttgart 1986.

<sup>22</sup> Zit. nach Klaus Wagenbach u. a. (Hg.), Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat seit 1945. Berlin, 2004, S. 95.

<sup>23</sup> Anna Seghers, Über Kunstwerk und Wirklichkeit, Bd. III „Für den Frieden der Welt“, Berlin 1971, S. 105, Zit. nach Klaus Wagenbach (Hg.), Vaterland, Muttersprache (Anm. 20), S. 122.

<sup>24</sup> Ludwig Renn, „Weshalb keine Literatur über den Krieg?“, in: neue deutsche literatur 4. Jg., 1, 1956, S. 126f.

<sup>25</sup> Ibid., S. 127-129. Als Beispiel für eine solche Umkehrliteratur führt Renn die Erzählung „Kameraden“ (1955) von Franz Fühmann an, in der Gruppe nationalsozialistisch eingestellter Wehrmachtsoldaten gemeinsam einen Mord an der Tochter ihres Vorgesetzten begeht und am Ende russische Zivilisten für dieses Verbrechen gehängt werden.

<sup>26</sup> Rolf Seeliger, „Schweigende Generation? Literarisches Partisanentum in Westdeutschland“, in: neue deutsche literatur 5. Jg., 1, 1957, S. 127-131.

<sup>27</sup> Klaus F. Geiger, Kriegsromanhefte in der BRD. Inhalte und Funktionen, Tübingen 1974. Friedrich Gerstenberger, „Strategische Erinnerungen. Die Memoiren der deutschen Offiziere“, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hg.), Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg 1995, S. 620-633. Michael Schornstheimer, Die leuchtenden Augen der Frontsoldaten. Nationalsozialismus und Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre, Berlin 1995.

<sup>28</sup> Ibid., S. 128.

<sup>29</sup> Literarischen „Partisanen“ seien danach nur jene Autoren, welche die seiner Meinung nach notwendige Verbindung von literarischer Verarbeitung des Krieges und Gegenwartsfragen anstrebten und im Ergebnis zu einer Kritik an der „restaurativen Entwicklung in der Bundesrepublik“ und der Wiederaufrüstung finden. Um ein Beispiel aus der Lyrik zu zitieren (die in diesem Aufsatz ansonsten ausgeklammert bleibt): Seeliger lobt Ingeborg Bachmann, die „auf der Klaviatur der Illusionslosigkeit einen lyrischen Plakatstil“ hämmere, der die „Zeiterscheinungen unmittelbar anspricht“ und zitiert eines ihrer Gedichte (Siehe Ibid., 128):

*Der Krieg wird nicht mehr erklärt,  
sondern fortgesetzt. Das Unerhörte  
ist alltäglich geworden. Der Held  
bleibt den Kämpfen fern. Der Schwache  
ist in die Feuerzone gerückt.  
Die Uniform des Tages ist die Geduld,  
die Auszeichnung der armselige Stern  
der Hoffnung über dem Herzen.*

---

<sup>30</sup> Hermann Kant, Frank Wagner, „Die große Abrechnung. Probleme der Darstellung des Krieges in der deutschen Gegenwartsliteratur“, neue deutsche literatur, 5. Jg., 12, 1957, S. 124-139, hier: S. 129.

<sup>31</sup> Ibid., S. 126.

<sup>32</sup> Ibid., S. 128.

<sup>33</sup> Diese Mechanismen der Diskursbeherrschung hat Martin Sabrow für den Bereich der DDR-Geschichtswissenschaft mit den Begriffen „Herrschaftsdiskurs und Diskurshegemonie“ umschrieben. Dabei bezieht sich „Herrschaftsdiskurs“ auf die „mit verbindlichen Denkmustern, Deutungskonzepten und Ausgrenzungen besetzten Verständigungsebenen über die Vergangenheit in der DDR, die vor allem von den ideologischen Normen und politischen Ansprüchen der sozialistischen Diktatur bestimmt war.“ Siehe Martin Sabrow, „Einleitung: Geschichtsdiskurs und Doktringesellschaft“ in Ders. (Hg.), Geschichte als Herrschaftsdiskurs (Anm. 15), S. 9-35, hier: S.19. Sabrows theoretischen Überlegungen zur vieldeutigen Wirkung dieser Macht auf und zwischen Herrschern und Beherrschten – wobei die am Diskurs beteiligten Akteure nicht nur als Herrschaftsempfänger sondern ausdrücklich auch als Herrschaftsgestalter gesehen werden – ließe sich eventuell auch auf den Literaturbetrieb der DDR anwenden, auch wenn die institutionalisierte Geschichtswissenschaft in der DDR einem viel direkteren Zugriff der SED unterlag als die mehr oder minder freischaffenden Schriftsteller.

<sup>34</sup> Kant/Wagner, „Die große Abrechnung“ (Anm. 28), S. 136.

<sup>35</sup> Ibid., S. 138.

<sup>36</sup> Zit. nach Herfried Münkler, „Das kollektive Gedächtnis der DDR“, in: Dieter Vorsteher (Hg.), Parteiauftrag: Ein neues Deutschland. Bilder, Rituale und Symbole der frühen DDR, München 1997, S. 466.

<sup>37</sup> So Kurt Sontheimers zugespitzte Formulierung in Die Adenauer-Ära. Grundlegung der Bundesrepublik, München 2003<sup>3</sup>, S. 160. Das Schlagwort von den „Intellektuellen im Abseits“ hat neben Sontheimer auch Manfred Görtemaker verwendet. Siehe seine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main 2004, S. 260.

<sup>38</sup> Zit. nach Klaus Wagenbach (Hg.), Vaterland, Muttersprache (Anm. 20), S. 122. Noch drastischer hatte Theodor W. Adorno bereits 1950 in seiner Schrift „Auferstehung der Kultur in Deutschland?“ diese durch den „deutschen Faschismus“ verursachte „Weltkonstellation“ beschrieben, in der auch er die Ursache für die „Lähmung der geistigen Produktivität“ sah: „Die Gesellschaft spaltet sich in starre Blöcke. Was geschieht, empfinden die Menschen als ihnen angetan, nicht als Anliegen ihrer eigenen Spontaneität. Darum ist die Neigung des Geistes, schattenhaft mit sich selbst zu spielen, die ihn verkümmern lässt, keineswegs bloß auf sein eigenes Schuldkonto zu setzen. Sie entspringt einer objektiven Notwendigkeit, die solange übermächtig bleibt, als nicht das Bewusstsein sie in sich selbst aufnimmt und damit über sie hinausgeht. Die Welt ist aufgeteilt in unmäßige und übermächtige Kraftfelder. Der Geist sieht sich vor dem Zwang, entweder sich anzupassen, oder sich zur Isolierung, zur Ohnmacht, zur Donquichotterie verurteilt zu sehen.“ Vgl. Theodor W. Adorno, Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft, Frankfurt/Main 1971, S. 20-33, hier: S. 29f.

<sup>39</sup> Zit. nach Klaus Wagenbach (Hg.), Vaterland, Muttersprache (Anm. 20), S. 134f. Der „Grünwalder Kreis“ bildete sich im März 1956 und war eine lose Verbindung von Schriftstellern und Publizisten gegen Remilitarisierung und Neonazismus-Tendenzen in der Bundesrepublik.

<sup>40</sup> Heinz Forster, Paul Riegel, Deutsche Literaturgeschichte, Band 11: Nachkriegszeit 1945-1968, München 2002<sup>3</sup>, S. 42.

<sup>41</sup> Diese Übergangs- und Aufbruchphase vom „noch“ zum „schon“ in der westdeutschen Nachkriegsliteratur ist eindringlich beschrieben bei Ulrich Ott/Friedrich Pfäfflin (Hg.), Konstellationen. Literatur um 1955 (= Marbacher Ausstellungskatalog Nr. 48), Marbach 1995, S. 15-18.

<sup>42</sup> Erschienen bei Suhrkamp, Frankfurt/Main 2000. Zitat im Umschlagtext der ersten Taschenbuchauflage 2003.

<sup>43</sup> Damit erklärte Ledig in einer später verfassten autobiographischen Abhandlung seine Anti-Kriegshaltung: „Nachdem aber das Unglück des Krieges nun einmal über uns hereingebrochen war, konnte man wenigstens erwarten, daß dieser so geführt wurde, wie die Gegebenheiten es verlangten. Trotzdem reihte sich Fehler an Fehler. Aus diesen Betrachtungen heraus entwickelte sich bei mir, während meiner Militärzeit, eine Art passiver Opposition.“ Zit. im Nachwort zu *Die Stalinorgel* von Florian Radvan in *ibid.*, S. 218.

<sup>44</sup> Zit. nach *ibid.*, S. 207.

<sup>45</sup> Günther Deicke, „Drei neue westdeutsche Kriegsromane“, in: neue deutsche literatur, 3. Jg., 6, 1955, S. 139.

<sup>46</sup> Anna Seghers, „Der Anteil der Literatur an der Bewußtseinsbildung des Volkes“, in: Deutscher Schriftstellerverband (Hg.), IV. Schriftstellerkongreß. Erster Teil, Brandenburg, 1956, S. 66f. Zit. nach Radvan, Nachwort (Anm. 41), S. 212.

<sup>47</sup> Dies sind von westdeutschen Autoren (in Klammern nach dem Titel das Jahr der Entstehung): Heinrich Böll, Der Angriff, in: Der Geschmack des Brotes. Erzählungen, Berlin 1990. Wolfgang Borchert, Draußen vor der Tür (1947) und Generation ohne Abschied (1946), in: Gesamtwerk, Hamburg 1998. Heinrich Gerlach, Die verratene Armee (1957), München 1959. Hans-Hellmut Kirst, Null-Acht-Fünfzehn im Krieg (1954), München 1979<sup>11</sup>. Gerd Ledig, Die Stalinorgel (1955), Frankfurt/Main 2003. Theodor Plievier, Stalingrad (1945), Berlin 1946 (Aufl. 30,000). Erich Maria Remarque, Zeit zu leben, Zeit zu sterben, Frankfurt/Main 1954.

---

Von ostdeutschen Autoren: Johannes R. Becher, *Winterschlacht* (1953), Berlin (Ost) 1961. Willi Bredel, *Die Enkel*, Berlin (Ost) 1954. Franz Fühmann, *Kameraden* (1955), in: „Den Katzenartigen wollten wir verbrennen.“ Ein Lesebuch, München 1988. Stephan Hermlin, *Leutnant Yorck von Wartenburg* (1946), Leipzig 1977. Herbert Otto, *Die Lüge* (1956), Berlin (Ost) 1960 (Aufl. 61,000). Harry Thürk, *Die Stunde der toten Augen* (1957), Berlin (Ost) 1957. Anna Seghers, *Die Toten bleiben jung* (1949), Berlin (Ost) 1969<sup>11</sup>. Bodo Uhse, *Die Patrioten* (1954), Berlin (Ost) 1975. Ebenfalls für diesen Aufsatz gelesen, jedoch aus Platzgründen nicht in die hier vorliegende Textanalyse einbezogen, wurden: Heinrich Böll, *Der Zug war pünktlich* (1949). Günter Grass, *Die Blechtrommel* (1959). Ernst von Salomon, *Der Fragebogen* (1951), Hamburg 1952<sup>8</sup> (Aufl. 206,000). Wolfdietrich Schnurre, *Die Tat*, in: *Erzählungen*. Olten 1966. Carl Zuckmayer, *Des Teufels General* (1946), Frankfurt/Main 1981<sup>11</sup> (Aufl. 325,000). Willi Bredel, *Die Frühlingssonate*, in: Franz Fühmann (Hg.), *Menschen im Krieg. Erzählungen über den zweiten Weltkrieg von Autoren der Deutschen Demokratischen Republik und der Sowjetunion*, Berlin (Ost) 1975, S. 452-465. Heiner Müller, *Schlacht* (1951), in: ‚Lohndrucker‘, ‚Philoktet‘, ‚Die Schlacht‘ mit Materialien, Stuttgart 2004. Dieter Noll, *Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend* (1960). Friedrich Wolf, *Siebzehn Brote*, in: Franz Fühmann (Hg.), *Menschen im Krieg*, S. 178-184.

<sup>48</sup> Siehe dazu ausführlich Ulrich Baron, „Stalingrad als Thema der deutschsprachigen Literatur“, in: Wolfram Wette/Gerd R. Überschar (Hg.), *Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht*, Frankfurt/Main 1992, S. 222-232. Jörg Bernig, *Eingekesselt* (Anm. 22). Und Rolf Günter Renner, „Hirn und Herz. Stalingrad als Gegenstand ideologischer und literarischer Diskurse“, in: Jürgen Förster (Hg.), *Stalingrad* (Anm. 15), S. 472-492. Ebenso finden die zahlreichen autobiographischen Texte der Memoirenliteratur sowie Landserhefte hier keine Berücksichtigung. Diesen Genres kann unterstellt werden, dass ihre erste Funktion nicht in der (kritischen) Auseinandersetzung mit dem Angriffskrieg lag, sondern in dessen Ästhetisierung und Popularisierung. Siehe dazu Klaus F. Geiger, *Kriegsromanhefte in der BRD* (Anm. 25). Und Friedrich Gerstenberger, „Strategische Erinnerungen“ (Anm. 25), S. 620-633.

<sup>49</sup> West: Salomon; Ost: Bredel (der jedoch im Spanischen Bürgerkrieg Kampferfahrung machte), Becher, Seghers, Wolf.

<sup>50</sup> So Dirk van Laaks schöne Formulierung im Zusammenhang mit der sich wandelnden Einstellung zu den Opfern der deutschen Verbrechen und der Anerkennung der Notwendigkeit des „Aussprechens von historischer Wahrheit“ als wesentlicher Voraussetzung für „Vergebung und sozialen Frieden“ in der Bundesrepublik seit den 1970er Jahren. Siehe seinen Aufsatz „Widerstand gegen die Geschichtsgewalt. Zur Kritik an der „Vergangenheitsbewältigung“, in: Norbert Frei/Dirk van Laak/Michael Stolleis (Hg.), *Geschichte vor Gericht. Historiker, Richter und die Suche nach Gerechtigkeit*, München 2000, S. 11-28, hier: S. 22.

<sup>51</sup> Im folgenden gebe ich den Zitiernachweis in Klammern im Text an; die Seitenangaben beziehen sich auf die in Fußnote 45 angegebenen Ausgaben der jeweiligen Romane und Erzählungen.

<sup>52</sup> Die Bezeichnung 08/15 – ursprünglich der Name eines Gewehrs – wurde durch Kirsts Roman in den allgemeinen Sprachgebrauch popularisiert und bedeutet seither soviel wie sinnlos, nutzlos, beliebig, irrelevant.

<sup>53</sup> Vgl. die Ausführungen bei Thomas Heimann, „Erinnerung als Wandlung“ (Anm. 15), S. 50-60.

<sup>54</sup> Rudolf Petershagen, *Gewissen in Aufruhr*, Berlin (Ost) 1957.

<sup>55</sup> Vgl. Thomas Heimann, „Erinnerung als Wandlung“ (Anm. 15), S. 60-75.